

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 195.

Dienstag, 28. Juli.

1931.

Derby / Roman von Ernst Klein.

(16. Fortsetzung.)

„Edith, du süßes Mädel“, hörte sie Reiffenberg neben sich. „Edith, sag, hast du mich denn wirklich so lieb?“

„Wollen Sie absolut, daß ich uns zuschanden mache?“ Sie rebellierte, aber sie blickte ihn dabei nicht an. Geradeaus, mit dem Fanatismus des Kilometerfressers, starrte sie über ihr Steuerrad hinweg. Dunkelrot war ihr Gesicht, um das die Waden flogen und tanzten.

„Edith, willst du meine Frau werden und mir helfen, aus Liesel ein ebenso süßes Mädel zu machen, wie du selbst bist?“ bohrte der ganz und gar unglaubliche Mensch neben ihr weiter.

„Ja“, schrie sie und rettete einen kleinen Hund, der ihr gerade vors Rad lief nur dadurch, daß sie auf das Trottoir raste. Die Segenswünsche, die die Passanten ihr nachsandten, hörte sie allerdings nicht. In ihr jubelte und sang alles —.

Barady hatte in der Box Isabels. Er hatte die Nacht über neben ihr geschlafen —. Jetzt kauerte er in einem Winkel, den Kopf in beide Hände gestützt, und rührte sich seit Stunden nicht.

Plötzlich fuhr er auf. Im Stallgang klang die Stimme seines Patrons. Die Lippen biß er zusammen und richtete sich in die Höhe. Der Mann hatte ihm Kitty genommen —!

„Ist Herr Barady da?“ hörte er Reiffenberg fragen.

In der nächsten Minute öffnete sich die Tür der Box, und er sah Reiffenberg vor sich und hinter ihm eine schlankes Mädchengestalt. Isabel, die gerade dabei war, ihr Gabelfrühstück zu verzehren, drehte sich um und wieserte übermütigen Willkommensgruß, als sie ihren Herrn erkannte. Der trat auf sie zu, streichelte sie und wandte sich dann zu Barady.

„Ist das wahr“, begann er, und Edith war über- rascht, zu hören, wie auf einmal hart und grausam seine feine, lebenswürdige Stimme werden konnte —, „ist das wahr, daß Sie sich von Herrn Marvin haben kaufen lassen?“

Der Ungar war wie vor den Kopf geschlagen. Er taumelte zurück, murmelte etwas Unverständliches und starrte mit offenem Munde seinen Patron an.

„Ich sehe aus Ihrem Schrecken“, fuhr der fort, und seine Stimme klang schneidender noch als vorher, „daß ich recht unterrichtet bin. So lohnen Sie also das Vertrauen, das ich Ihnen entgegengebracht habe? Was wird Frau Roy sagen, wenn sie das erfährt?“

„Frau Roy —.“ Barady lächelte höhnisch auf. „Gehen Sie hin, Herr Baron, und fragen Sie einmal Frau Roy, wie sie darüber denkt!“

Reiffenberg blickte ihn verständnislos an. Doch Edith neben ihm — die Frau — sah im Moment die Wahrheit. Sie fragte sich nur, was war die schöne, stolze Frau diesem armen Teufel?

Der gab selbst die Antwort. All die Bitternis, die er jahrelang in sich getragen, der Schmerz der letzten Wochen brach aus ihm heraus: „Frau Roy! Es ist nicht das erstemal, daß ich um dieser Frau willen zum Schurken werde. Ich — ich —.“

(Nachdruck verboten.)

Er schlug die Hände vors Gesicht und stöhnte laut auf. Sprachlos vor Überraschung sah es Reiffenberg, doch Edith schob sich an ihn heran, drückte ihren Arm an den seinigen und nickte ihm zu.

„Verstehen Sie denn nicht?“ flüsterte sie zu ihm empor.

Jetzt ging ihm endlich das Licht auf. „Allmächtiger —“, sagte er halblaut. Sah endlich das Geheimnis, das Kitty Roy so ängstlich vor ihm verborgen hatte, klar vor sich. Nun verstand er, warum sie nicht mit ihm fahren wollte und konnte. Barady — —?

Eine Frage sprang ihm auf die Zunge. Ehe er sie noch aussprechen konnte, kam ihm jedoch jemand anderer zuvor — Isabel. Unbekümmert um die Unterhaltung in ihrem Boudoir hatte sie behaglich an ihrem Hafer geknabbert. Nun, als sie den Mann, der ihrem Pferdeherzen so teuer war, plötzlich aufstöhnen hörte, drehte sie sich herum und sah, daß er unglücklich w.r. Sie kam zu ihm herum, um ihn zu trösten. Wie es ihre Lieblingsgewohnheit war, stieß sie ihn mit dem Kopf an die Schulter und schob ihm dabei ihre weiche Schnauze in die Hand.

Reiffenberg und Edith, die dies sahen, hielten den Atem an. Barady aber brach vollständig zusammen, als er die Berührung seines Lieblings spürte.

„Ja, Frau Kitty Roy!“ begann er langsam, als täte ihm jedes Wort in der Kehle weh. „Sie ist die Komtesse Robany. Ihr Vater war jahrelang mein Patron. Als er starb, ist es ihr schlecht gegangen, sehr schlecht. Sie werden verstehen, Herr Baron —. Und dann war die Gelegenheit für mich da, als ich den Favoriten in der Hand hatte —. Ich habe ihn verhalten. Sie hat so viel Geld gewonnen, daß sie ihre Schulden bezahlen konnte, aber mich haben sie davon- gesagt. Und jetzt — jetzt —!“

Isabel wurde immer inniger, und sie schnaubte ganz leise, und sie stieß ihn heftiger und heftiger.

„Isabel!“ schrie er auf, „meine Isabel —!“ Er warf die Arme um den Hals des Pferdes und preßte sein Gesicht auf das seidenglatte Fell. Zwei, drei Minuten vergingen. Reiffenberg und Edith warteten. Sie hatte ihre Hand in die seinige geschoben. Er hielt sie fest, drückte sie. Sie merkten es beide nicht.

Barady hatte seinen Kampf ausgelämpft. Er machte sich von Isabel los, biß die Zähne zusammen und trat dicht vor Reiffenberg hin: „Ich habe Isabel heute verhalten wollen, weil —. Nun, Herr Baron, Sie können es sich denken. Ich liebe die Kitty — ich habe geglaubt, Sie werden —.“ Er drückte die Worte, die er auf den Lippen hatte, zurück, als er sah, wie Reiffenberg warnend die Hand hob. Er nickte ein — zweimal.

„Sie werden mich verstehen, und jetzt — —? Wer soll sie fahren? Es kann sie doch niemand fahren als ich, Herr Baron!“ Die Stimme brach ihm. Er drehte sich zu Isabel zurück, die ihm wieder sofort den Kopf entgegenstreckte. Mit einem Ruck alles hinter sich werfend, rief er:

„Ich kann's nicht, ich kann dieses Pferd nicht betriegen. Weiß Gott, Isabel — ist — ist — ist — mehr als dieses Satansweib! Sie ist treu, sie ist dankbar, sie ist ein Tier — aber das edelste Geschöpf, das ich kenne! Herr Baron, Sie haben mir schon einmal vertraut. Wollen Sie es auch das zweitemal mit mir probieren?“

Reiffenberg blickte zu Edith hin. Ihre Augen leuchteten groß und hell voll stillen Feuers. Ihre Hand, die noch immer in der seinigen lag, war warm — so warm! Sie nickte.

„Baradny, ich will es!“ sprach Reiffenberg und hielt dem Trainer die Hand hin. Der griff zu, und der Druck seiner langen, sehnigen Finger sagte alles.

22.

Reiffenberg und Edith verließen den Stall und gingen durch die Baraden dem Ausgange zu. Hand in Hand gingen sie, und die Wärme des strahlenden Frühlingstages war in ihren Herzen. Reiffenberg blieb plötzlich stehen und zog das Mädchen an sich.

„Weißt du, was wir jetzt tun?“ sagte er hr. „Wir fahren zu deinem Vater. Wir müssen ihm sowohl das eine wie auch — das andere sagen.“

„Du nimmst mir meine Gedanken aus dem Munde“, lachte sie glückselig, „und ich hoffe, es wird immer so sein. Wir werden immer dasselbe wollen und tun, nicht wahr, Joachim? Aber denkst du auch noch an die andere?“

„Mit — Frau Roy — —? Mit der werde ich selbstverständlich auch noch reden, aber zuerst kommt dein Vater dran.“

Herr Marvin rollte ein paar sehr erstaunte Augen, als er Reiffenberg und Edith in sein Zimmer treten sah.

„Papa, wir sind hierher gekommen, um dir mitzuteilen, daß wir uns verlobt haben.“ Es war nun einmal Ediths Art, bei gewissen Gelegenheiten mit der Tür ins Haus zu fallen. Und ehe ihr Papa noch etwas darauf erwidern konnte, fuhr sie fort: „Weißt du, ich habe mich deshalb so sehr mit der Verlobung seelt, damit der Verlobungstag in unserer Familie bleibt.“

Sie lachte, sprang ihm an den Hals. Er war ein guter Vater — ja, das war Joseph Marvin. Die Freude seiner Tochter wurde nun die seinige. Beide Hände streckte er Reiffenberg hin und rief: „Das freut mich, daß ich euch als der erste gratulieren kann. Ich erwarte aber, daß mein Schwiegersohn mir nicht den Kopf herunterreißen wird, wenn mein Pferd gewinnt.“

Edith telegraphierte hinter seinem Rücken. Reiffenberg lächelte und trat zu ihm hin:

„Wir werden ja sehen, wer gewinnt.“ Ich habe mit Baradny gerade eben gesprochen. Edith und ich kommen von ihm —. Er wird die Dummheit von Wien nicht wiederholen, Herr Marvin. Er hat sich anders besonnen. Isabel wird das Derby gewinnen.“

Die Bedeutung dieser Worte war nicht mißzuverstehen. Marvin wurde grau im Gesicht und presste die Hände auf die Brust, als würde ihm das Atmen zu schwer. Fassungslos starrte er von Reiffenberg auf seine Tochter. Er wollte lachen, irgend etwas Scherzhaftes sagen — aber er brachte nur eine Grimasse zusammen — — lachte.

Da war seine Tochter schon bei ihm, umhalsste ihn und küßte ihn.

„Papa, du brauchst dir meinetwegen keine Sorgen zu machen. Ich habe mit Joachim alles besprochen. Weißt du, er hat sich nämlich eingebildet, er kriegt eine reiche Erbin, und ich als ehrliche Person habe ihm klaren Wein eingesehen. Und — — wenn er gewinnt, stellt er dir den ganzen Betrag zur Verfügung. Soll ich dir was sagen —? Ich finde, du hast es gar nicht nötig, das Geld zurückzugeben, denn so eine Frau wie mich kann man nicht teuer genug bezahlen.“

Da lachte Reiffenberg. Und Marvin fand sich langsam zurecht. „Wollen wir nicht lieber bald essen, um rechtzeitig hinauszukommen“, meinte er ganz leise.

Aber Reiffenberg hatte noch einen anderen Weg vor sich und mußte für die Einladung danken. Er fuhr in die Hildebrandstraße, wo Kitty ihn erwartete. Als er vor ihr stand, las sie in seinem Gesicht, was er ihr zu sagen hatte.

„Sprich nicht“, bat sie, „ich weiß, was du sagen willst. Baradny hat sein Herz erleichtert, nicht wahr? Es mußte doch einmal so kommen. Hat er dir auch gesagt, daß er dein Pferd verhalten will?“

„Wir haben uns ausgesprochen als Mann zu Mann, Kitty, und er wird seine Pflicht tun.“

Sie erwiderte nichts. Ließ sich langsam in einen Fauteuil gleiten. Erschreckend alt und müde sah sie aus, und in Reiffenberg wallte das Mitleid empor.

„Kitty“, sagte er, hättest du mir damals gefolgt und mich geheiratet, wäre es vielleicht anders geworden, aber jetzt — —.“

„Du wirst Edith Marvin heiraten?“

In ihren Augen schrie unbändiger Jammer.

Er nickte.

„Dann wünsche ich dir alles Glück, das du nur finden kannst, Joachim. Aber ich bitte dich, geh jetzt!“

Er zauderte.

„Kitty — —!“

Sie lächelte bitter und schüttelte den Kopf. „Du glaubst, ich werde jetzt ein Melodram aufführen, mich erschießen oder vergiften? Nein, Joachim, du kannst beruhigt sein. Ein bißchen klaren Verstand habe ich mir schon noch aufgehoben. Aber das eine bitte ich dich — verhindere, daß Baradny zu mir kommt! Ich will will Ruhe haben, endlich Ruhe!“

(Schluß folgt.)

Im Strandkorb.

Von Richard Gerlach.

Der Wind umschmeichelt meine Füße. Ich liege faul im umgekippten Strandkorb, das raffinierte Weibengesicht liegt auf dem Rücken, und ich hab mich hineingepflanzt. Die Sonne brütet wie eine Glut über mir. Meine Augenlider sind heruntergesunken. Ich fühle die Brise. Rings um mich ist das Rauschen der Brandung. Unaufhörlich zerprasseln die Wogen im Sand. Wenn ich einmal aus meinem Halbschlaf blinzele, sehe ich die Schaumberge gegen das Ufer hüpfen, einen letzten Hopser wagen und dann zerfließen, übergoßen schon von einem neuen ausgeschütteten Berg. Die Farbe des Meeres wechselt wie Erröten und Erblassen, blau, violett, dunkelgrün. Auf nichts kann man weniger rechnen als auf Beständigkeit. Selbst die Zeitfolge ist ganz unregelmäßig. Die Gischtstämme beginnen erst in der Nähe des Landes gewaltig zu laufen, vorher waren es nur still auf und ab schwappende Wellen.

Der Strandkorb bietet mir nicht das ganze Meer dar, sondern einen Ausschnitt, als wollte er mich nicht den Strupeln und Forderungen der Unendlichkeit aussetzen. Dieses nette Möbelstück will, daß ich wunschlos wie ein Tier herumliege, und es ist so vorsorglich, meinen Gedanken nicht den ganzen unbegrenzten Horizont zuzumuten; nur soviel, wie zur Augenweide notwendig ist.

Vor der Mittwelt bin ich durch die Seitenwände geschützt. Mein großer Joch mag der Reugier immerhin sichtbar bleiben, im übrigen blähe ich völlig im Verborgenen. Ich will nur ganz einfach in der Sonne aufgelöst werden.

Vielleicht steige ich nachher noch ins Wasser, aber vorläufig brauche ich nichts zu entscheiden. Vielleicht wandelt auch jemand vorüber, der mir nicht ganz gleichgültig sein sollte. Nun ja, wenn ich so verschauelt und vertrocknet im Korbe bleibe, werde ich sie nicht sehen. Jetzt kommt sie wohl noch nicht. Ich möchte ein bißchen schlafen.

Sehr angenehm ist es hier auf jeden Fall. So etwa läßt sich wohl auch der Fuchs vor seinem Bau den Pelz verbrennen. Ich will weiter nichts fühlen, als daß ich lebe, daß die Sonne warm ist und daß die Luft rein ist.

Die Zeit, die man so herumliegt, ist jedenfalls gewonnen. Lassen wir die Wärme schon an uns herankommen. Manchmal hat das Meer blaue Augen, in denen sich der ganze Himmel spiegelt, und eben war es mir doch, als beugte es sich lächelnd über meinen Korb ...

Ach, ich bin so faul ... Ach, ich bin so selig ...

Vieselotte wird operiert.

Skizze von Herbert Schmitt-Carlén.

Die große Standuhr in der Halle schlug elf Uhr. Frau Else Wieboldt, die Gattin des reichen Industriellen, klappte das Buch, in dem sie gelesen, zu und erhob sich. Es war Zeit, schlafen zu gehen. Ihr Werner befand sich auf einem Herrenessen und würde sobald nicht nach Hause kommen. Also wozu sollte sie noch länger aufbleiben? Müde durchschritt die junge Frau das Zimmer, um das Buch an seinen Platz in der Bücherei zurückzubringen. Dann öffnete sie die Tür zu dem dahinter liegenden Arbeitszimmer ihres Mannes, um sich gewohnheitsmäßig noch durch einen Blick zu überzeugen, daß dort alles in Ordnung war. Ein Drud auf den neben der Tür befindlichen Schalter, der Raum erstrahlte in hellem Licht, zugleich aber fuhr Frau Else mit einem unterdrückten Schreckensschrei zurück.

Im Zimmer befanden sich zwei Männer mit schwarzen Masken vor dem Gesicht. Der eine eifrig bemüht, den großen Geldschrank in der Ecke zu öffnen; beim Aufklappen der Tür wandte er nur einen Augenblick den Kopf, wobei zwei unheimlich dunkle Augen die erschrockene Hausherrin anblickten, dann wandte er sich seiner Arbeit wieder zu. Sein Gefährte, eine Pistole schußbereit in der Rechten, legte warnend einen Finger auf den Mund: „Vorsicht, Frau Wieboldt! Keinen überflüssigen Laut, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist. Wenn Sie vernünftig sind, geschieht Ihnen nichts. Richten Sie sich danach!“

Frau Else war viel zu erschrocken, um ein Wort hervorbringen zu können. Mit zitternden Knien ließ sie sich auf einem Stuhl neben der Tür nieder und betrachtete ihre umgebenen Gäste. Der Schwarzgügige hatte bereits die Aufgantung des Geldschrankes geöffnet und schaute sich jetzt an, mit Hilfe sonderbarer Werkzeuge, wie sie dergleichen nie gesehen, das Gleiche mit der inneren Tür zu tun. Und wenn ihm das gelang . . . nicht auszudenken! Im Geldschrank lag all ihr kostbarer Schmud, außerdem, wie sie wußte, zufällig auch ein sehr beträchtlicher Barbetrag, den ihr Mann am Spätnachmittag erhalten und nicht mehr zu Land bringen konnte. Der Verlust würde recht empfindlich sein.

Fieberhaft dachte die junge Frau nach, wie sie das Verhängnis abwenden könnte, aber kein rettender Gedanke kam ihr. Rufen hatte keinen Zweck. Das Haus lag inmitten eines großen Gartens weitab der Straße; die im zweiten Stock schlafenden Diensthofen würden sie schwerlich hören, und zudem sahen die beiden Eindringler nicht so aus, als ob sie ihr nach dem ersten Hilferuf noch Gelegenheit zu einem zweiten geben würden.

In diesem Augenblick schellte das Telephon auf dem Schreibtisch. Die beiden Vermummten schrakten zusammen, sahen erst einander, dann Frau Else fragend an.

„Es wird mein Mann sein, der mich noch anruft“, meinte diese, und ein Hoffnungsfunkeln leuchtete in ihr auf.

Der mit der Pistole näherte sich der noch immer neben der Tür Sitzenden lautlos auf dem weichen Teppich. „Gehen Sie an den Apparat und antworten Sie! Aber vorsichtig, lassen Sie sich nichts merken! So lange wir sicher sind, sind Sie es auch, sonst . . .“ Und er wies bedeutungsvoll auf die Waffe in seiner Rechten.

Wieder schrillte die Klingel. Frau Else trat zum Schreibtisch, nahm den Hörer ab — wenn es nur Werner wäre! Und schon hörte sie aus dem Schalltrichter seine Stimme: „Guten Abend, Liebling! Nun, bist Du noch auf? Sag' mal, Du hast doch nichts dagegen, wenn ich heute nacht hier bei Eßelborn bleibe? Wir wollen morgen ganz früh mal durch seine Jagd fahren, und da ist es so am bequemsten, nicht wahr?“

Großer Himmel! Wie hatte die junge Frau ihren Mann so in ihrer Nähe zu haben gewünscht wie in diesem Augenblick, aber sie durfte sich nichts merken lassen. Die drohend auf sie gerichtete Pistolenmündung verstand sicher keinen Spaß. Also sagte sie so ruhig wie möglich: „Gewiß, Werner. Nach' das was Du willst . . .“

„Aber was ist denn mit Dir, Else?“ unterbrach sie die Stimme ihres Mannes. „Deine Stimme klingt ja so eigentümlich. Ist irgend etwas nicht in Ordnung?“

Keine Frage hätte Frau Else gelegener kommen können: „Aber nein! Nur hörte ich vorher, Vieselotte würde heute operiert, zwei Spezialisten beschäftigten sich mit ihr, da bin ich naturgemäß etwas in Sorge . . . Bist Du noch da?“ Doch Herr Wieboldt hatte schon abgehängt.

Der Schwarzgügige hatte inzwischen auch die Innentür des Geldschrankes geöffnet, dessen Inhalt jetzt vor ihm lag. „So, wir sind gleich fertig“, wandte er sich an seinen Spießgesellen. „Binde sie und steck' ihr einen Knebel in den Mund, daß sie keine Dummenheiten macht, dann wollen wir türmen.“

Als Frau Else aus ihrer Ohnmacht erwachte, traute sie ihren Augen nicht. Das Zimmer war voll uniformierter Beamter. Ein Polizeileutnant löste gerade ihre Fesseln und nahm ihr den Knebel aus dem Munde. „Guten Sie auch keine Schmerzen, gnädige Frau?“ erkundigte er sich besorgt. „Wir sind glücklicherweise infolge des Alarms, den Ihr Gatte uns gab, gerade noch zur rechten Zeit gekommen, um zwei alte, seit langem gesuchte Bekannte

hier zu begrüßen. „Schränkerebe“ und der „schwarze Willi“ sind zwei der tüchtigsten Vertreter ihrer allerdings etwas anrüchigen Kunst. Wie haben die beiden nur so unvorsichtig sein können, Ihnen Gelegenheit zu geben, Ihren Gatten von dem nächtlichen Besuch in seinem Hause zu benachrichtigen!“

„Daran sind die beiden wirklich schuldlos“, meinte Frau Else, die inzwischen ihre Fassung wieder gewonnen hatte. „Denn, wissen Sie, Herr Leutnant, mein Mann und ich haben einmal in übermütiger Stimmung unseren Geldschrank getauft. Das hat sich heute nacht als sehr praktisch erwiesen. Der Schrank heißt nämlich — Vieselotte.“

Waldbrand in Südafrika.

Von Frank E. Stuart,

dem bekannten Reisenden und Jagdphotographen.

Das mittlere Südafrika bietet immer viele Überraschungen. Das furchterregendste Erlebnis hatte ich aber einmal im Stauwasser des oberen Kongo in den ersten Stunden einer ruhigen Mondnacht.

Ich jagte und sammelte Photographien vom Tierleben für eine geographische Gesellschaft in der Heimat; in jener Nacht hoffte ich einige Mondscheinbilder von den großen Fleischfressern, wenn sie zur Tränke kamen, aufzunehmen. Ich schwihte furchterlich, als ich meinen Klappstuhl aufstellte, ihn zusammenband und mit Schilf und Zweigen verdeckte. Dann machte ich meinen Apparat fertig, sah nach, ob meine Filuten zur Hand waren, und mußte immer wieder feststellen, daß eine erstickende Hitze herrschte. Eigentlich seltsam, denn keine Anzeichen von einem heranziehenden Sturm waren zu bemerken.

Die Frösche fingen gerade an zu quaken, als die erste Antilope auf dem anderen Ufer des Flusses erschien. Doch sie blieb nicht an der Tränke, sondern ging sofort ins Wasser, schwamm hindurch und verschwand dann wieder im Walde.

Ich wartete geduldig, aber es mußte ein Feind im Walde sein, denn in der nächsten halben Stunde kamen die verschiedensten Tiere, aber sie alle gingen sofort ins Wasser und schwammen, sich ein paar Mal ängstlich umblidend, ans andere Ufer.

Dann bemerkte ich plötzlich, vor wem die Tiere über den Fluß flüchteten. Eine rote Glut war am Himmel aufgezogen, die Hitze hatte stark zugenommen, ein Waldbrand wütete. Ich schaute schnell um mich und war erleichtert, als ich mich in Sicherheit sah. Der Fluß war gerade hier ziemlich breit, mein Boot lag am sicheren Ufer; ich würde nun Zeuge eines Anblicks werden, den wohl selten ein Mensch vor mir gehabt hat.

Jetzt hörte ich auch zum ersten Mal ein weit entferntes, schwaches Kreischen, dann ein knisterndes Geräusch. Als es sich näherte, sah ich eine wilde Flucht, wie nur Feuer sie verursachen kann. Vor den rasch näher kommenden Flammen flüchten Tausende von Tieren aller Art. Zebras, Leoparden, Giraffen, Hyänen und Tiere, deren Namen ich nicht kannte, eilten an mir vorbei, sie alle rannten zum Fluß mit ausgestreckten Hälsen, zurückgelegten Ohren, stampfenden Hufen, schnaubend, halb wahnsinnig vor Angst. Spritzend, ausleitend teilten sie die schlammige Flut und ließen einen wirbelnden Sprudel hinter sich, als sie das andere Ufer erreichten. Glücklicherweise stieß keins von den Tieren an meinen Stuhl, obgleich viele ihm sehr nahe kamen. Aber sie wandten sich alle zur Seite, wie auch die Fleischfresser keine Beute machten. Waffenstillstand war eingetreten.

Das Prasseln des Feuers wurde immer stärker, dazwischen ertönte hin und wieder auslegendes Kreischen, Brüllen und Schreien. Da, ein plötzliches Brechen im Schilf: Ich erblickte die größte Riesenschlange, die ich je im Leben gesehen habe; sie kam in einer unglaublichen Schnelligkeit angestochen, den Kopf hoch in der Luft erhoben, ihr Körper glänzte wie flüssiges Metall in der roten Glut. Sie klatzte ins Wasser, ihre Zunge ausgestreckt, um ein riesiges Waldbnu, das mit seinem zottigen Kopf ihr zu nahe kam, zu warnen. Ihr Kopf teilte das Wasser böse, kalte Augen starrten nach vorne; dann verschwand sie in dem niedergetretenen Schilf hinter mir.

Das Durcheinander war so groß und verwirrend, daß ich mich nur an wenige Einzelheiten erinnern kann. Aber ich denke noch an einen alten männlichen Gorilla, der vor Furcht und Wut brüllte und brummte. Hinter ihm rasten Tausende von Affen. Sie alle kreischten, schrien und ergossen sich über die Baumgipfel; ihre eigenen Körper bildeten eine Leiter, über die dann die anderen hinwegsprangen.

Ich sah Rehe, Antilopen, Giraffe, einen Löwen und eine Ebin, alle bunt zusammen, keines der Tiere achtete auf das andere, jedes rannte um das eigene Leben. Die Nacht wurde von einer Riesenglut erhellt, und das Geräusch des sich nähernden Feuers schivoll betäubend an.

Das Kreischen, das ich aus der Entfernung vernommen hatte, steigerte sich mehr und mehr und näherte sich dem Fluße. Jetzt war

es ein Schreien und Trompeten, als ertönten Tausende von Sirenen. Dann sauste es den niedergetrampelten Pfad heran — eine Herde von Elefanten! Im Wasser verursachten sie einen Lärm wie der Niagara-Fall, die Körper schlugen wild hin und her; dann landeten sie neben mir und flohen ins Didiht.

Nun sah ich das Feuer selbst — eine Mauer von undurchdringlichen, springenden Flammen hinter einem Mantel von wirbelndem Rauch, und eine Sekunde später zischte es und stürzte ins Wasser. Ich duckte mich erschreckt; Rauch drang mir in die Nase, Mund und Augen; ich war fast erblindet und bemerkte erst später Wolken von weißem zischendem Dampf, fliegenden Funken und ein Duzend schwebender Brandlöcher in meiner Jade. Endlich entfernte sich das Feuer flussaufwärts und hinterließ Totenstille, Rauch, eine Wüste von Schlacken und dampfender Erde, Feuersäulen, wo noch einige trodene Strümpfe brannten.

Die Ruhe, die jetzt eintrat, war die des Todes und der Verwüstung. Die Frösche quakten nicht mehr. Es wurde mir klar, daß ich das Entsetzen durch die Dschungel schleichen sah; ich war erschrocken und fühlte mich sehr einsam.

Eine Plauderstunde mit Henny Porten.

Von Hans Morgan.

Ein wundervolles Haus draußen in Dahlem, in der stillen, vornehmen Parkstraße. Ganz in Grün gebettet. „Dr. v. Kaufmann“ verrät ein kleines Schild am Eingang.

Hier wohnt Henny Porten.

Sie steht auf der Veranda ... steht so da, wie wir sie aus hundert Filmen kennen: mit dem schönen, weichen Gesicht unter dem blonden Haar, den hellen, klaren Augen, freundlich, deutsch.

Lächelnd streckt sie mir die Hand entgegen. „Sie sind der erste Besuch, seit ich aus Rizza zurück bin“, sagt sie. „Gestern bin ich gekommen.“

„Ist der neue Film fertig?“

„Noch nicht ganz. Noch einige Aufnahmetage hier. 24 Stunden aus dem Leben einer Frau“ heißt er und wirt — wenn ich nach meinem eigenen Gefühl urteilen darf — sehr schön.“

Wir haben an dem Tisch auf der Veranda Platz genommen. Zwischen den Ästen der Bäume des Parks hindurch fallen die Strahlen der Sonne und malen goldene Tupfen auf das Weiß der Decke. Das Mädchen bringt den Kaffee und geht wieder. Henny Porten schenkt ein. Dabei habe ich Gelegenheit, festzustellen, was ich bei jedem Besuch immer wieder von neuem beobachtet habe: Wenn es eine Frau gibt, die durch und durch weiblich ist, dann ist es Henny Porten. Alle ihre Bewegungen sind ausgeglichen, anmutig und eine Freude für das Auge.

Nun sitzen wir uns gegenüber.

„Kein Interview!“ lächelt sie. „Sie wissen, daß ich es nicht mag. Wir wollen plaudern ... aber ich möchte dabei nicht stets das Empfundene haben, daß jedes Wort, das man spricht, gedruckt wird.“

Es wird geplaudert. Von Zeiten, in denen es noch keinen Tonfilm gab, in dem Mimik, stummes Spiel noch die Leinwand beherrschte. Von Zeiten, in denen wir noch zusammen bei der alten Regier-Film waren ... ich als junger Dramaturg, sie als — Henny Porten. Das war 1916.

„Ja“, sagt sie nachdenklich, „das war eine schöne Zeit ... erinnern Sie sich noch unseres köstlichen Arnold Ried, der damals bei der Regier lustige Filme spielte, bei denen wir uns schon, im Atelier halbtot lachten?“

„Und ob ich mich erinnere! „Reitgen Nr. 4“ — in der Hauptrolle Arnold Ried, der Berliner Komiker!“

„Ja, und dann starb er plötzlich. Heute spricht kein Mensch mehr von ihm. Und in zehn Jahren ist vielleicht auch Henny Porten vergessen.“

Ich lache. „Das paßt gar nicht zu Ihnen, gnädige Frau. Ihr Name ist viel zu eng mit der Geschichte des deutschen Films, des Films überhaupt, verbunden.“

„Das mag sein. Ich gehöre ihm ja auch mit allem, was ich bin. Ich könnte mir den Tag, an dem ich nicht mehr filmen dürfte, gar nicht vorstellen. Es ist etwas Eigentümliches darum. Wenn ich daran denke, wie es früher war, ganz am Anfang! Eigentlich mehr eine Spielerei, wenn auch eine Spielerei, die ich mit meiner Schweseter Rosa zusammen mit hingebener Intensivität trieb. Sie wissen ja, „Die Blinde“ hieß mein erster Film — ein Filmchen, gemessen an den heutigen Leistungen des Films; es ging noch sehr theatralisch zu, man mußte viel mit Händen und anderen Körperteilen arbeiten, um sich dem Publikum verständlich zu machen. Später wurde es dann anders. In den Vordergrund kam die Fähigkeit des Gesichts, alle Empfindungen und Gefühle menschlichen Seelenlebens auszudrücken. Und der Operateur lernte die Kunst, mit der Kamera alle Stelen

dieser Fähigkeit so geschickt aufzufangen, daß sie dem Publikum in fortwährender Unmittelbarkeit zum Bewußtsein brachten, wie sich auf der stummen Leinwand Schicksale abwickelten und Tragödien abspielten. Wie primitiv waren damals am Anfang noch die Mittel, mit denen wir arbeiteten, aber wie sehr waren wir auch dabei! Mit Leib und Seele. Und aus der anfänglichen Spielerei wurde ernste Arbeit, die Werte schaffen wollte und über das Gegebene hinaus strebte.“

„War die Umstellung zum Tonfilm sehr schwer für Sie?“

„Gar nicht! Im Gegenteil, als ich zum ersten Mal im Film-Atelier auch sprechen durfte mit der Gewißheit, das gesprochene Wort später im Kino wieder hören zu können, fühlte ich etwas von dem immer wieder entbehrten Fluidum der Publikumswirkung in mir erwachen. Früher agierte man stumm, sagte irgend etwas, nur, damit man den Mund bewegte. Heute spricht man und kann sich doppelt in die Rolle hineinleben. Und hat das Gefühl: Die Sprache ist etwas Körperliches, das über die reine Bildwirkung hinausgeht. Sie zeigt dem Zuschauer, daß man nicht nur Figur, sondern Mensch ist.“

„Daher hat Ihnen dann wohl auch die Doppelrolle in „Kohlheißes Lächeln“ in der Vertonung besonderes Vergnügen bereitet?“

„Diese zwei grundverschiedenen Gestalten des Films waren mir von jeher ans Herz gewachsen. Dadurch, daß ich nun vermittle der Sprache die Charaktere noch prägnanter, noch plastischer gewissermaßen darzustellen vermochte, gewann die Sache einen neuen Reiz für mich. Sie hätten sich amüsiert, wenn Sie gesehen hätten, wie ich tagelang an dem Organ der Pflücker herumübt, um es dem äußeren Bilde anzupassen. Ich habe meinen Mann noch nie so lachen sehen wie in jener Zeit.“

„Und was haben Sie in Zukunft vor?“

Sie hob den Finger und drohte mir lächelnd zu. „Ich habe Sie im Verdacht, Sie denken an nichts anderes als an ein Interview.“

„Ein paar Zeilen nur ...“ gestand ich.

„Sie sind unverwundlich. Im übrigen ist die Frage überflüssig. Was soll ich vor haben? Filmen selbstverständlich! Ich sagte Ihnen ja: Ich kann ohne Film nicht leben und gehöre ihm mit Haut und Haaren.“

„Und wir haben den Vorteil davon. So werden wir Sie jedenfalls noch recht lange und recht oft sehen und hören können!“

Die Ratten von Riker's Island.

Riker's Island, der Rehrichthof New Yorks, ist wegen seiner Ratten und seines immerwährenden Feuers berühmt. Der Rehrichthof brennt dort seit zwanzig Jahren ohne Unterbrechung und Ratten gibt es dort etwa 5 Millionen. Wenn man bedenkt, daß täglich zehn Bootsladungen Rehrichthof (keine Küchenabfälle!) auf Riker's Island abgeschüttet werden, ist das erklärlich. Mit jeder Ladung landen immer auch ein paar Ratten, und mit Ratten ist nicht zu spaßen. Sie sind eine ernste Bedrohung für den Menschen. Das Gesundheitsamt der Vereinigten Staaten hat berechnet, daß sich zwei Ratten in einem Zeitraum von fünf Jahren solcherart vermehren, daß aus den zweien nicht weniger als 940,369,969,152 Ratten werden, sofern die Eltern gesund sind, einander lieben und der Nachwuchs am Leben bleibt. Die Rattenkolonie auf Riker's Island ist die größte der Welt. Einige der Ratten wiegen 5 Pfund — ein erschreckendes Gewicht. Solche Ratten greifen Hunde und Menschen an und nicht ohne Erfolg. Die Stadtverwaltung New Yorks erklärt, daß es unmöglich ist, alle Ratten zu vertilgen und daß man sich daran genug sein lassen müsse, ihre Zahl zu vermindern. Man hat alles versucht. Giftgas, dem Menschen so fürchterlich, brachte ein Duzend Ratten zur Strecke. Das war zu wenig.

Aber nun ist ein Wundermann aufgetaucht, ein Deutscher, namens Billig. Er hat sich die Ausrottung der Ratten auf Riker's Island zum Ziel gesetzt und scheint dieses Ziel zu erreichen. Sein Mittel ist ein Gift, das aus Deutschland importiert wird, eine braune Flüssigkeit, die nach Anis riecht. Die Ratten gehen wie toll auf diese Flüssigkeit. Sie hat die interessante Eigenschaft, Durst zu erzeugen. Die Ratten verlangen, wenn sie von diesem Saft gelöst haben, nach Wasser und wenn sie dann Wasser trinken, sind sie verloren. Sie erstickten. Das Wasser, in Verbindung mit diesem Gift gebracht, erzeugt offenbar ein Chemikalien oder ein Gas, das sofort tötet.

Mr. Billig hat das Gift ganz gerne, er nimmt hie und da einen kräftigen Schluck davon, um zu zeigen, daß es dem Menschen nicht schadet. Mr. Billig hat mit der Stadt New York einen Vertrag geschlossen, der ihn verpflichtet, die Rattenfrage auf Riker's Island zu erledigen, und Mr. Billigs Tempo ist gegenwärtig 3500 Ratten im Tage. Das ist mehr als die pessimistischsten Ratten erwartet haben.

M. S.